



REPORTER:INNEN
forum

Sieben Tage im August

Tamina Ahmadi analysiert als Journalistin Propaganda der Taliban für die Bundeswehr. Als die Islamisten in Kabul einrücken, endet für die junge Frau das Leben wie sie es kennt. Sie muss fliehen, aber die Deutschen lassen sie allein. Nur mit unserem Reporter hält sie auf der Flucht Kontakt.

Von Christian Schweppe, The Pioneer, 15.09.2021

„Glück ab“

(Leitspruch der Fallschirmjäger, Codewort während Ahmadis Flucht)

Die Taliban kommen an einem Sonntag, sie tragen Sonnenbrille und Kalaschnikow. Von überall strömen sie herbei, Bilder halten es fest, das hier ist jetzt ihre Stadt. Bald schon flieht der Präsident, Aschraf Ghani, in einem Helikopter verlässt er das Land. Millionen andere können das nicht.

Auch Tamina Ahmadi, von der ihr Bruder sagt, sie sei ein ängstliches Kind gewesen, bleibt zurück. Wie die meisten Menschen in Afghanistan. Sie alle erleben mit dem Fall der Regierung die nächste Zeitenwende ihrer kriegsgeplagten Heimat.

Den Tag nach dem Fall der Hauptstadt Kabul verbringt die junge Afghanin Ahmadi in ihrem Versteck hockend, irgendwo im Süden der Stadt, im Haus, das ihr Vater noch selbst gebaut hatte und das in einer Straße ohne Namen steht. Es gibt dort einen kleinen, grünen Hof, über den sich ein paar Stromleitungen spannen und wo die Sonne oben die lehmigen Ziegel der Nachbardächer wärmt.



Man könnte hier, auf den beiden Holzstühlen, inmitten roter Blüten, jeden Morgen lauschen wie die Stadt aus ihrem Schlaf erwacht, wie sie zu summen beginnt und mittags ein lauter Moloch wird, geordnetes Chaos, an den meisten Tagen.

Doch raus traut sich Tamina Ahmadi längst nicht mehr. Morgens liegen da nun Patronenhülsen auf den Fliesen, die in den Hof führen. Kabul klingt auch anders in diesen Tagen: Es krachen Schüsse in der Luft, nicht bloß nachts. Als die Taliban einrücken, sieht und hört Ahmadi das alles zum ersten Mal in ihrem Leben.

Drinnen also, im Versteck, verbringt sie die ersten Stunden unter der neuen Herrschaft der Islamisten. „Ich dachte wirklich, dass sich alles in eine gute Richtung entwickelt in diesem Land“, sagt Ahmadi, „und nicht, dass wir Jahre zurückfallen.“

Sie sitzt auf einem der grün-blauen Teppiche, in einem der geräumigen Zimmer, wo die Decken hoch sind, sie sich aber trotzdem eingesperrt fühlt. Es könnte gemütlich sein auf den Sesseln, denen mit den breiten Armlehnen, doch wer hier jetzt festsetzt, der kann sich kaum Entspannen.

Durch die Fenster schimmert bleiches Licht. Ahmadi erzählt von dem Plan, den sie, ihre Mutter und ihr etwas älterer Vater, gemacht haben, für den Fall, dass jemand anklopft. Ihr Vater würde öffnen, sie würden sich verstecken, er würde sagen: Salam, mein Freund, ich bin hier ganz allein.

So geht die Theorie. In der Praxis sagt dies die dünne Stimme einer verängstigten Frau in den Telefonhörer: „Ich weiß nicht, was ich machen soll. Wenn die Taliban herausfinden, wer ich bin, werden sie mich umbringen. Das steht fest.“

Tamina Ahmadi und ihre Eltern müssen: weg.

Ein neues Afghanistan – die Taliban herrschen

Eine ganze Generation verliert in diesen Tagen innerhalb von Stunden die Hoffnung auf ein selbstbestimmtes Leben. Die Älteren sehen die Aussicht auf einen



ruhigen Lebensabend davonziehen. An jenem schicksalhaften Tag, Sonntag, dem 15. August, stellt die Welt erstaunt fest, dass 20 Jahre internationaler Truppenpräsenz im Land nicht ausreichten, um eine Demokratie aufzubauen. Militanter Islamismus, das ist jetzt die neue Realität in Afghanistan.

Für Tamina Ahmadi wird ihre nackte Angst zum Ausgangspunkt vieler Stunden sein, die sie selbst wohl niemals vergessen wird. Niemand, der kurz darauf in ihren Fluchtversuch involviert ist, dürfte das so schnell können. Genau sieben Tage werden über Ahmadis Schicksal entscheiden. Jeder Entschluss, jeder Schritt auf der Straße, jeder Blick aus dem Fenster, kann Konsequenzen haben.

Ahmadi ist gleich dreifach gefährdet: Sie ist eine Frau, das allein reicht, sie ist Journalistin und sie arbeitete jahrelang mit den westlichen Truppen zusammen. Im Auftrag der Bundeswehr wertete sie Talibanpropaganda aus, schrieb Analysen und Berichte, die den Menschen im Land helfen und der jungen afghanischen Armee dienlich sein sollten.

Das Protokoll ihrer Flucht ist daher vor allem die Geschichte einer deutschen Ortskraft und ihrer misslungenen Evakuierung – als die Bundeswehr vor Monaten abzog, flog Ahmadi nicht mit. Für Leute wie sie fanden die Deutschen diesen merkwürdig kalten Begriff: Ortskraft, nicht etwa „Freund“ oder „Alliiertes“, wie es in den USA heißt. Sie alle, tausende Ortskräfte, halfen nach dem NATO-Einmarsch 2001 bei der Vertreibung der Taliban.

Jetzt sind sie zurück.

Für Ahmadi beginnt die Woche des Bangens und für die Regierungen des Westens vielleicht das größte sicherheitspolitische Scheitern der letzten Jahrzehnte. Aus der Not heraus beginnt eine der größten Luftbrücken der Geschichte. Auch sie wird zum Teil von Tamina Ahmadis Leben: Alle strömen in Kabul schließlich zum Flughafen, der Kampf um einen der Plätze in den Flugzeugen wird zum Überlebenskampf. An den Gates drängeln sich die Massen, Menschen zertrampeln sich. Wenn Ahmadi es herausschaffen will, dann muss sie da hindurch.



Was sie dabei erlebt, lässt sich rekonstruieren nicht nur mithilfe mehrerer Telefonate, sondern vor allem auf Grundlage von am Ende 1.243 Chatnachrichten, die sie währenddessen schreibt oder einspricht. So entsteht ihre Geschichte, die rasch Grenzen zwischen kollegialer Hilfe und nüchterner Reporter-Arbeit herausfordert.

In Berlin bestimmt die Bundesregierung über das Glück oder Unglück von Menschen wie Ahmadi. Ihr Fall zeigt die Auswüchse der deutschen Bürokratie und ihre Folgen, die lebensbedrohende Wirklichkeit vor Ort. Dieses Fluchtprotokoll zeigt, wie die Berliner Krisenpolitik versagte: Monatlang wurde die Einreise von Ortskräften verschleppt, verweigert, zerredet. Ein Zaudern, das die Menschen von Kabul erst in Gefahr brachte. Verrat an jenen, für deren Schutz man doch gebürgt hatte.

All das gehört zu Tamina Ahmadis Geschichte, sie wird zur Zeitzeugin der historischen Krise. Was sie erlebt hat, wird hier zum ersten Mal erzählt. Und wer verstehen will, was in Kabul zuletzt vor sich ging, sollte Menschen wie Ahmadi aufmerksam zuhören. In Deutschland ist Afghanistan schließlich zwei Jahrzehnte lang zumeist ein anonymer Krieg geblieben, ein eher gesichtsloser Akt, für viele zumindest. Hier aber geht es um das Schicksal echter Menschen. Um die deutsche Verantwortung in der Welt.

Die Frage ist: Was lernt das Land aus Fällen wie diesem? Und wie sollen Menschen in Afrika oder dem Nahen Osten – überall wo die Bundeswehr operiert – jemals wieder Vertrauen fassen, in deutsche Versprechungen nach Schutz und Fürsorge? Die Frage, die für die junge Afghanin Ahmadi am wichtigsten ist, lautet schlicht: Wird ihre Rettung gelingen?

Der erste Anruf

Montag, 16. August, Kabul. Ahmadis Stimme am Telefon ist leise, fast verschluckt sie ihre Worte, obwohl jedes davon wichtig ist. Wer ist diese Frau?



Tamina Ahmadi hat einen schmalen Mund und spitze Lippen, braune Augen, von denen man sagen kann, dass sie in der einen Sekunde strahlen und in der nächsten nur noch müde aussehen. Sie ist zierlich, doch über ihre Entschlossenheit und ihren Mut sollte das niemanden hinwegtäuschen. Ihr echter Name muss ungenannt bleiben. Alter, Haarfarbe, der Klang ihrer Stimme – all das muss unbeschrieben bleiben. Zu groß ist das Risiko, dass sie jemand erkennt. Dass die Taliban herausfinden, wer sie wirklich ist und was sie über ihre Herrschaft denkt.

Die Kopien ihres Passes und viele weitere Dokumente belegen Ahmadis wahre Identität vom ersten Tag an.

Sie wuchs in Pakistan auf, lernte in der Schule Englisch. Sie spricht Dari und Persisch, sie versteht Paschtu und bezeichnet es als „eine raue Sprache“. Ahmadi ging zur Universität ehe sie zufällig eine Jobanzeige der Bundeswehr sah und das, was sie dort las, für einen praktischen Job hielt.

Sie zählte zu einer Gruppe von Ortskräften, die über Alltagsthemen berichteten, die demokratische Werte ausstrahlen sollte und auch Alltagsthemen aufbereitete, wie Ernährung und Hygiene. Einer der deutschen Soldaten, der Ahmadi damals unter ihrem echten Namen einstellte, erinnert sich genau an die junge Frau. Die wenigen Worte, die sie sagte, waren überlegt und aussagekräftig. Ich mochte das“, sagt der Mann heute.

In Afghanistan gibt es Orte, die hat nicht einmal Ahmadi besucht, obwohl das doch ihr eigenes Land ist. Vor Kunduz zum Beispiel hatte sie zu große Angst. Jetzt mehr denn je ist es ihre Vergangenheit, die Ahmadi die Zukunft diktiert. Sie will fliehen und sie fühlt sich schuldig, weil sie ihre Eltern in Gefahr bringt. Ahmadi ist kein Wirtschaftsflüchtling, sie will einfach überleben. Der Rache entgehen. Jetzt, nach dem Machtwechsel, dürfte sie längst auf Todeslisten stehen. Als Kollaborateurin.

Taliban verzeihen nicht. Es gibt kein Zurück mehr und das zerreißt Ahmadi fast, erzählt sie.



Tatsächlich könnten sie schon bald allein ihre Fingernägel in Gefahr bringen – die sind lila lackiert. Handschuhe und eine Burka, die ihren gesamten Körper verhüllen würde, hat sie nicht. Und sie will auch keine. Für Taliban zählt beides allerdings zur eisernen Regel, Frauen gehören ihrer Ansicht nach verschleiert.

Die Leitung nach Kabul baut sich nur langsam auf, Vorwahl +93, ein Rufzeichen, ein Rauschen. Wie geht es ihr? Sie sagt: „*Es geht nicht sehr gut.*“

Ahmadi beschreibt die Lage: „Draußen ist es die Hölle.“ Taliban in den Straßen. Immer neue Schüsse. Hoher Puls. Sie fürchtet, dass alles bald eskaliert. „*I'm badly stuck in this mess.*“

Sie hat die Videos vom Kabuler Flughafen gesehen, wo an diesem Montag neben einer startenden US-Militärmaschine Hunderte rannten und winkten, wo sich einige an das Fahrwerk klammerten, auch sie waren noch jung, und stürzten kurz nach dem Start in ihren Tod. So also sieht Verzweiflung aus.

„Ich will einfach nur noch raus aus Afghanistan. Egal wohin“, sagt Ahmadi am Telefon. Will sie trotz der Bilder selbst zum Flughafen? „Wenn ich die Chance habe, will ich gehen. Ich habe für die Bundeswehr die Propaganda untersucht, Taliban-Websites ausgewertet. Ich wurde zweimal auf dem Weg zur Arbeit angegriffen, sie schlugen auf mein Auto.“ Die Taliban seien Menschen, die nur an Unterdrückung glaubten, Extremisten. „Jetzt haben diese Menschen die Macht. Es wird mein Ende sein.“ Sie hat all ihre deutschen Kontakte nochmal angerufen, aber keine verlässliche Antwort bekommen, bloß Hoffnungen auf Rettung. Sie kann die Namen der Soldaten aufzählen, für die sie gearbeitet hat: Markus, Thorsten, Peter.

Sie hat tolle Empfehlungsschreiben der Deutschen erhalten. „In aller Freundschaft“ heißt es darin: Sie habe ihren Beitrag für ein „stabiles und friedliches Afghanistan“ geleistet. In einem anderen: „Sie ist talentiert, selbstbewusst, extrem verantwortungsvoll und fähig, sie arbeitet hart und engagiert sich.“ Und ein drittes endet so: „Wir wünschen Ihnen, dass Sie weiter nach Frieden, Sicherheit und Stabilität in einem stolzen Afghanistan streben.“



Was genau nützen diese Worte jetzt? Diejenigen, die das schrieben, sind in ihre Flugzeuge gestiegen und verschwunden.

In diesem Moment ist Tamina Ahmadi mit all ihren Talenten ganz allein. Sie hat kein deutsches Visum, ihre Eltern haben kein deutsches Visum.

In der Nachbarschaft regiert zunehmend die Angst. Ziehen die Bärtigen schon von Tür zu Tür? Ein Laden wird geplündert. Der Wachmann eines Autohändlers getötet. Nachts fällt der Strom aus. Ihre Bundeswehr-Unterlagen hat Ahmadi bloß noch auf ihrem Telefon, versteckt, ein Stapel Papier in der Tasche wäre zu gefährlich. Gestern haben sie zu dritt im Keller geschlafen, erzählt Ahmadi. Dann wird prompt die Telefonleitung durch ein Krachen unterbrochen.

Etwa Schüsse?

Ahmadi sagt: „Ja.“

„Alles, was wir investiert haben, ist verloren. So viele Leben, so viele Träume“, sagt sie außerdem. Bis zum Flughafen braucht man vom Versteck eine Stunde, doch Ahmadi hat gehört, dass Flugzeuge kommen. Es wird zu ihrer Hoffnung. Ehe wieder Schüsse in der Leitung hallen, sagt sie: „Hilf mir!“

Ein Grenzgang

Mittwoch, 18. August, Berlin. Gremien des Bundestags tagen in Sondersitzungen. „Alles überschlägt sich“, sagt der Vorsitzende des Verteidigungsausschusses, Wolfgang Hellmich (SPD). Die Runde tagt bei Kaffee. Die deutsche Botschaft in Kabul wurde fluchtartig verlassen. Bis zuletzt schätzte der BND, dass der Fall der Hauptstadt noch Monate entfernt läge. Rettungsflüge der Bundeswehr laufen an. Ein erfahrener KSK-Soldat sagt: „Das ist so nie geübt worden.“



Hanns Joachim Friedrichs hat mal gesagt: Ein guter Journalist mache sich mit keiner Sache gemein, auch nicht mit einer guten. Ich kann da nur zustimmen, so verstehe ich den Beruf. Seit ich Reporter bin, habe ich nicht einmal geschrieben: Ich; hatte ich nie selbst eine Rolle.

In diesem speziellen Fall ist es anders, ich habe hier ganz unzweifelhaft eine Rolle, sie zu unterschlagen wäre unredlich. Als mich Tamina Ahmadi's Nummer erreicht, sitze ich etwa 4.800 Kilometer entfernt an meinem sicheren, sauberen Schreibtisch. Es ist ungefähr die Zeit, zu der in Kabul Menschen aus dem Himmel stürzen. Vor zwanzig Jahren, mit dem einstürzenden World Trade Center, hat so alles begonnen, jetzt endet dieser Krieg damit.

Auch Deutschland trug am Hindukusch zwei Jahrzehnte lang Verantwortung, danach überließ man die Afghanen sich selbst. Mit Ahmadi ist anfangs ein Interview vereinbart, schnell entwickelt sich daraus ein Fluchtprotokoll. Aus Sicherheitsgründen kann während sie noch im Land ist nicht ein Wort veröffentlicht werden. Als Kabul fällt, ist meine Aufgabe klar: Ich berichte, sachlich und distanziert, auch über diese Krise.

Doch hier bittet mich Tamina Ahmadi inmitten ihres Unglücks plötzlich um Hilfe. Sie ist ein Mensch, sie ist eine Kollegin.

Wie könnte meine Antwort lauten: Etwa Nein?

Die Gefahr, in der sie schwebt, ist jedenfalls real. Ich höre die Schüsse am anderen Ende der Leitung. Ich habe gleichzeitig Hans Joachim Friedrichs im Ohr. Es ist einigermäßen grauenhaft.

In Deutschland recherchiere ich ausführlich zu Ortskräften wie ihr: Auch in Ahmadi's Fall wird schnell klar, dass die Bundesregierung sie im Grunde nicht im Land haben will. Das Bawar Media Center der Bundeswehr, in dem Ahmadi arbeitete, sei schließlich zuletzt von einem Dienstleister betrieben worden, nicht mehr von der Regierung selbst – mit dieser Argumentation werden anfangs viele Ortskräfte abgewiesen.



Schon im Frühsommer waren hinter den Kulissen Fragen nach Ahmadis Status aufgekommen. Dass ihre Zukunft nach dem deutschen Abzug nicht geklärt war, es wurde innerhalb der Bundeswehr mehrfach adressiert. Nichts geschah.

Das ändert sich erst jetzt, da Kabul fiel und das Verteidigungsministerium täglich, oft um 13 Uhr, zu Pressegesprächen mit der Ministerin einlädt. Es sind auch diese Runden, in denen ich nun immer wieder nach Ahmadi und ihren Kolleginnen und Kollegen frage, auch andere deutsche Journalisten stellen dazu wichtige Fragen.

Weil die Ministerin es offen anspricht und Ahmadi keine Einwände hat, gebe ich Informationen zu dem Fall weiter. Namen, Nummern, Koordinaten, Passkopien.

Außerdem kenne ich einen Mann, der vielleicht ebenfalls helfen könnte: Friedrich Haas, dem eine private Sicherheitsfirma gehört. Er kennt das CNN-Team von Clarissa Ward, deren Live-Berichterstattung aus Kabul sie jetzt spätestens weltbekannt macht. Haas betreut in diesen Tagen bald dutzende Evakuierungsfälle, einige ohne Honorar, sein Telefon speichert bald so viele Kontakte, dass es immer wieder abstürzt. In einem Beutel trägt er seither Wechselhandys mit sich herum. In der Not, steckt er mir die Nummer des CNN-Mannes zu, der selbst in Kabul ist und alle Sicherheitstipps kennt. Ob er Ahmadi helfen kann?

Auch einem der besten Afghanistan-Kenner Deutschlands schreibe ich: dem Diplomaten Markus Potzel, ehemaliger und wohl künftiger Botschafter in dem Land. Ich kenne ihn nicht, doch kaum eine Stunde später schreibt er zurück und gibt mir die Mailadresse des Krisenstabs im Auswärtigen Amt (*@040-krise01*). Im Hintergrund arbeitet außerdem eine Gruppe deutscher Veteranen an Ahmadis Fall.

Es ist oft so in dieser Woche und denen, die folgen werden: Menschen werden aus ihrer eigentlichen Rolle schlüpfen, niemand hat sich das ausgesucht, auch ich nicht. Aber jetzt muss getan werden, was die Regierungen versäumt haben. Journalisten, finde ich, sind nicht zuletzt dafür da, um Menschen eine Stimme zu geben, die ansonsten keine haben. Leute, denen niemand zuhört. Doch was brächte Tamina Ahmadi diese Stimme, wenn sie stirbt in Kabul?



Sie muss raus.

Und sie wird immer ängstlicher in ihrem Versteck, löscht Nachrichten sofort wieder. Nachts hallen Schreie vor dem Haus, Milizen tauchen auf.

Ich erhalte noch zwei weitere Telefonnummern, von der Bundeswehr: In Potsdam gebe es ein Callcenter. Ahmadi ruft dort an, sie sagen dort: Wir können dir nicht helfen. Erst nachdem immer wieder die Verteidigungsministerin, Annegret Kramp-Karrenbauer (CDU), persönlich auf den Fall angesprochen wird, ändert sich diese Haltung. 13 weitere Telefonate später, 26 E-Mails, dutzende Messengernachrichten, steht Tamina Ahmadi schließlich auf der deutschen Evakuierungsliste. Anspruch offiziell bestätigt.

Jetzt liegen noch zwei Hürden vor ihr und ihren Eltern: Sie alle müssen sicher raus zum Flughafen kommen, durch die Checkpoints der Islamisten. Und sie müssen durch eines der Tore hindurch schlüpfen, es so auf das Flughafengelände schaffen, Richtung Freiheit. Es wird ein langer Weg. Und ich stelle an diesem Abend meine Armbanduhr zweieinhalb Stunden vor. Kabulzeit.

North Gate

Am Flughafen sind es die Amerikaner, die Zugang und Sicherheit regeln. Deutsche Soldaten sichern zumeist im Innenbereich. Brigadegeneral Jens Arlt leitet die deutsche Luftbrücke. Auch er spricht inzwischen von einer „hochdramatischen Lage“. Hubschrauber verlegen nach Afghanistan.

Tamina Ahmadi steigt an diesem Tag in das Auto eines Nachbarn, ihre Eltern an der Seite, trotzdem hat sie Angst. Vielleicht so wie noch nie, erzählt sie später. „Ich erwarte das Schlimmste“, schreibt sie im Chat. Ahmadi verliert zum ersten Mal die Geduld: „Ich fahre jetzt zum Flughafen und wir sehen, was passiert.“



Sie muss zum Nordtor des militärischen Teils des Hamid Karzai International Airport, kurz: HKIA. Dort sind Soldaten der Bundeswehr eingeteilt.

North Gate, also.

Es ist das Tor, auf das inzwischen die ganze Welt blickt, keiner, der nicht irgendwann zumindest flüchtig die Menschenmenge vor den hohen Betonmauern sieht, alle dicht an dicht. Die Menschen, die Ahmadi dort sieht, tragen meist afghanische Kleider und Tücher, vor der Sonne schützen sie kaum. Viele haben Mappen dabei, Papiere, mit denen sie in der Luft wedeln, in der Hoffnung, es käme jemand und zöge sie heraus.

Ahmadi hofft das auch, doch sie kommt nicht durch zu den Soldaten ganz vorn am Gate, wo sie, stark bewaffnet, Menschen einlassen oder abweisen. Ahmadi hat nicht einmal die Chance, ihre Dokumente vorzuzeigen. „Die Soldaten haben überhaupt nicht zugehört, nur in die Luft geschossen.“

Sie muss also tun, was sie unbedingt vermeiden wollte: zurück ins Haus fahren, wo jemand den Ausflug beobachtet haben könnte. Die Taliban haben ihre Augen und Ohren überall. Auf dem Rückweg – die Wende.

Plötzlich klingelt das Handy, die Bundeswehr. Sie habe nun doch Anspruch, sagt das *Callcenter*. Also drehen Ahmadi und ihre Eltern um, als sei das alles bloß ein lockerer Spaziergang. Am North Gate ist die Menge noch wilder geworden, mit der einen Hand geben die Amerikaner Kindern Wasser, mit der anderen feuern sie gelegentlich Warnschüsse ab. Einer brüllt Ahmadi zusammen: „*Get the fuck out of here!*“ An diesen Ort haben die Deutschen sie geschickt.

An diesem Nachmittag kommt Ahmadi wieder nicht durch, daran ändert auch der Anruf aus Potsdam nichts. Es kommt noch schlimmer, denn diesmal wirft einer der US-Soldaten eine Rauchgranate, um die Menschen auseinanderzutreiben. „Er zielte direkt auf sie.“ Ahmadi ringt um Luft, sie keucht, sieht ihre Mutter ohnmächtig zu Boden gehen. Was niemanden hier interessiert, sie trampeln über die etwa sechzigjährige Frau, sie treten ihr auf die Beine, auch auf ihr operiertes Knie.



Die Meute tritt auch auf Tamina Ahmadi, es gibt ein Video davon. Nach Minuten schafft sie es sich aufzurichten, greift die Mutter bei der Hand. „Wir haben es gerade so nach Hause geschafft“, schreibt sie später. Und schickt noch einen Satz dazu.

„I lost all my hope today.“

Angst und Schmerzen

Freitag, 20. August. In Katar laufen Verhandlungen der Bundesregierung mit den Taliban über sicheres Geleit für deutsche Ortskräfte. Die Bundeswehr hat rund 1.600 Menschen aus Kabul ausgeflogen. Im Trubel an den Toren wird ein Deutscher angeschossen.

Die ehrliche Lage an diesem Morgen: Es sieht nicht gut aus. Die Amerikaner helfen deutschen Ortskräften noch immer kaum, Tamina Ahmadi war da nicht die einzige. Der CNN-Mitarbeiter, der eben noch in der Stadt weilte und vielleicht hätte Unterschlupf bieten können, ist jetzt selbst weg – Clarissa Ward hat ihn und seine Familie abgeholt und mit dem Fernsehbus durch das Tor gebracht. *This is CNN.*

Je mehr Ahmadis Optionen schwinden, desto stärker hofft sie auf die Deutschen.

Ihre Bekannten aus dem Ortskräfte-Büro stehen heute wieder am North Gate, sie haben eine eigene Chatgruppe. Ahmadi liest dort, dass sie es heute wieder nicht schaffen. Am Abend steht für sie fest: Ohne eine feste Kontaktperson drinnen will sie es nicht erneut zu den Gates riskieren. Nicht mit ihren Eltern.

Tag vier der deutschen Luftbrücke, die Truppe kriegt ihre eigenen Leute nicht heraus. Die Tore am Airport sind wie Flaschenhälse. Ahmadi wird abends direkter: „Wir brauchen jetzt einen Passierschein. Es muss doch irgendein Papier geben!“ Doch



es gibt keines. Die Bundesregierung hat für diesen Fall nicht einmal eine zentrale Liste vorbereitet.

Jedes Ministerium arbeitet für sich.

Das Gerücht – Abbey Gate

Samstag, 21. August. Der Generalinspekteur der Bundeswehr bestätigt, dass die deutschen Helikopter „einsatzklar“ sind. Die Lage an den Toren sei „unverändert schwierig“, sagt Eberhard Zorn mittags in Berlin. Die Bundeswehr fliegt Wasser und Babynahrung ein, weil sich die humanitäre Lage auch innerhalb des Flughafens verschärft. Dort warten Tausende auf einen Flug. Draußen gab es Tote in der Menge.

Ahmadi ist mutig gewesen, schon frühmorgens. So erzählt sie es: Sie verließ das Haus und ging zur Apotheke, ihre Augen brannten noch immer vom Tränengas. Filmen konnte sie ihren Ausflug nicht, zu riskant. „Gibt es etwas Neues?“, fragt sie hastig. „Die Deutschen müssen doch einen Plan für uns haben. Es wird hässlich hier.“ Sie weiß inzwischen, dass sie es wohl niemals durch das North Gate schaffen wird. Und sie will auch nicht zurück dorthin. Die Menge löst sich einfach nicht auf: Frauen, Kinder, Ältere – sie alle schaffen es nicht hindurch. Vorn behaupten sich die Männer.

Ahmadis Freunde sind heute wieder vor einem der Tore, abermals weisen Soldaten sie ab, auch deutsche. Das ist kaum zu glauben, immerhin hat ein Sprecher des Ministeriums schon gestern öffentlich in der Bundespressekonferenz bestätigt, dass exakt diese Gruppe von Ortskräften Anspruch auf Ausreise hat. Klarer geht es nicht.

Die Ministerien beschlossen es intern sogar schon vor drei Tagen – bis nach Kabul schafft es diese Information offenbar nicht. Niemand kommt rein.



Dann macht ein Gerücht die Runde. Es spricht sich herum: Da soll es dieses andere Tor geben, eines ohne Taliban oder Menschenmasse. Das wird jetzt zur neuen Hoffnung: Abbey Gate, auf der Ostseite.

Auch Ahmadi kundschaftet alles aus. Das Einsatzführungskommando der Bundeswehr kennt nun auch die genauen Koordinaten ihres Verstecks, man weiß, wo das Haus ihres Vaters steht, wo man sie nur abzuholen bräuchte. Vielleicht mit den Spezialhubschraubern und Elitesoldaten? Würden die einen solchen Flug für afghanische Kräfte, also keine deutschen Staatsbürger, überhaupt riskieren?

Wieder muss Ahmadi: warten.

Abends gibt es neue Statements der Amerikaner, aus dem Weißen Haus und dem Pentagon. Wo Sprecher dementieren, dass den Samstag über sämtliche Tore geschlossen gewesen seien. Sie sehen das nämlich anders: Es kamen „die richtigen Menschen“ durch. The right people. So werden in diesen Stunden Fakten geschaffen, Joe Biden macht Donald-Trump-Politik: America First!

Ahmadi schreibt: „Ich vermisse mein altes Leben.“

Das Angebot

*Es wird **Sonntag, 22. August**. General Arlt spricht jetzt von „heillosem Chaos“. Eine Spezialeinheit der Taliban hält sich nun rund um den Flughafen auf, was die Unsicherheit der Lage verstärkt. Die Bundeswehr hat jetzt 19 Flüge durchgeführt. „Wenn überhaupt“, heißt es in Berlin, „dann funktioniert die Rettung nachts.“ Die Helikopter wurden noch nicht benutzt, im Krisenstab denkt man wieder mehr an Buslösungen.*



Jetzt fällt ein Entschluss. Ahmadi hat genug. Sie hofft auf keinen deutschen Helikopter mehr. „Wenn sie etwas machen wollen“, sagt sie über die deutsche Regierung, „dann sollen sie – gerade suchen sie Ausreden.“

Sie kündigt an: „Morgen früh um fünf werden wir es versuchen.“

Minuten später ist Reporter Ohne Grenzen am Telefon, auch sie sind in diese Evakuierung eingebunden. Wieder ändern sich die Pläne. Die NGO hat einen Platz in einer Chartermaschine gefunden, Ahmadi steht damit auf einer weiteren deutschen Liste, diese läuft über das Auswärtige Amt. Es soll einen gesicherten Konvoi geben, bestätigt die Notfallreferentin am Telefon, vom Zentrum aus zum Flughafen, vielleicht schon in einer Stunde.

Doch es gibt ein Problem: Das Ticket ist nur für Ahmadi – nicht für ihre Eltern. So sehen es die Bestimmungen vor. Reiste Ahmadi als bedrohte Journalistin aus, was sie ist, blieben die Eltern zurück. Bei einer Ausreise als deutsche Ortskraft, sollte die gelingen, wären Vater und Mutter dabei.

Es ist eine unerträgliche Situation, dennoch bleibt Ahmadi klar. Sie sagt der Referentin: „Ich habe sie in Gefahr gebracht. Ich kann meine Eltern nicht alleine lassen. Das hier ist keine Option.“

Rettung scheint so nahe, tausende Andere warten auf ein solches Angebot, die Taliban suchen nach Ortskräften und Journalisten und jede Fahrt zum Flughafen ist längst ein großes Risiko – doch Ahmadi bleibt dabei. „Ich wünschte, ich könnte. Ich kann nicht.“

Simon

Das Verteidigungsministerium hat keinen Überblick mehr, wegen der auf den Listen stehenden Personen verweist man nur noch auf das Auswärtige Amt. Dort geht oft nicht einmal mehr jemand ans Telefon. Die Bundeswehr zieht sich auf ihre



Bundeswehrsprache zurück: Man sei nicht „Herr des Verfahrens“, wolle aber „einen stetigen Ausfluss von zu Evakuierenden“. Die deutschen Kräfte schlafen kaum vier Stunden, an ihrem Einsatz scheitert diese Mission nicht. Doch das Zeitfenster zur Rettung schließt sich langsam.

Ihr sei da noch etwas eingefallen, schreibt Ahmadi. Sie kenne da noch jemand, einen Briten, der im Flughafen sein soll. Es klingt vage. Aus dem Plan, es an diesem Morgen selbst zu den Gates zu schaffen, ist nichts geworden. Ahmadi und ihre Eltern blieben im Versteck, vielleicht war das ein großes Glück: Denn in dieser Nacht, gegen vier Uhr Ortszeit, fallen Schüsse am North Gate. Mündungsblitze, deutsche Soldaten feuern zurück.

Tamina Ahmadi hat nicht geschlafen, sondern nachgedacht: Vielleicht könnten sie dem Konvoi von Reporter Ohne Grenzen einfach hinterherfahren, um zumindest sicher bis ans Gate zu kommen. Doch die ganze Aktion wird wenig später abgesagt, sie sitzen weiter fest. Die Taliban sind jetzt überall auf den Straßen um den Flughafen.

Ahmadi muss sich ablenken, aber kann nichts lesen, keine Konzentration, sie kann nichts essen, kaum Appetit.

Um 13.35 Uhr deutscher Zeit folgt der Anruf, der hoffen lässt: Wieder ist es die Bundeswehr. „Sie haben mir gesagt: Kommt zum Gate, dort ist jetzt jemand mit der Liste und der weiß Bescheid.“ Dann geht alles schnell. Ahmadi will ein Taxi nehmen oder nochmal den Nachbarn bitten zu fahren, Minuten später sind sie unterwegs. Vorn, auf dem Beifahrersitz, ist es der Vater, der sie durch die Taliban-Checkpoints bringen soll – Plaudern mit Islamisten. Sie wollten bloß zu einem Onkel fahren, soll Ahmadis Vater einfach sagen.

Es folgen vier Stunden ohne Lebenszeichen.

17.56 Uhr in Berlin, eine Kurznachricht.



„Nur, dass das klar ist: Wir sind immer noch draußen. Sie haben uns nicht hereingelassen. Die Deutschen erkennen uns nicht an.“

Da schaffte diese kleine Familie das nahezu Unmögliche, gelangte unversehrt durch alle Checkpoints, niemand fing sie ab, niemand schlug mit dem Gewehrkolben auf ihre Köpfe, sie schafften es nach Aufforderung der Bundeswehr bis zum rettenden Gate, niemand wurde niedergetrampelt, niemand schnitt sich am Stacheldraht, und doch stranden sie nun mitten in diesem Horror und Deutschen sagen: Hier geht es nicht weiter.

Ahmadi beschreibt es so: „Hier ist niemand, der uns abholt. Mit Listen wird hier überhaupt nicht gearbeitet.“

Sie ergänzt etwas, das beunruhigt: Sie seien inzwischen eine ganze Gruppe von Ortskräften, gemeinsam warte man auf Einlass. Sie könnten nicht zurück, da sind die Taliban, sie könnten nicht vor, da sind Mauern und Soldaten. 150 Personen, schreibt Ahmadi, Ortskräfte und deren Familien, sogar ein drei Monate altes Kind. Sie alle warten in einem gezielten Unterstand am östlichen Flughafentor. „Ich hoffe, wir schaffen es.“

Dass die Gruppe so groß ist, wird ein Problem. Sie fallen auf, und sollten sie plötzlich auf das Gate zustürmen, weiß niemand wie die Soldaten reagieren. Auch jetzt wieder kennt das *Einsatzführungskommando*, die genauen Koordinaten dieser Menschen. Man kennt ihre Telefonnummern, auch die von Ahmadi. Doch Kontakt kommt nicht zustande, und in den Flughafen bekommen sie die Gruppe auch nicht ohne Weiteres. Außerhalb der Mauern agiert kaum ein deutscher Soldat, bloß das KSK.

Ahmadi schreibt aus dem Unterstand: „Wir haben ein Tuch und eine Taschenlampe zur Erkennung.“ Mit der Bundeswehr vereinbaren sie später tatsächlich ein geheimes Codewort, das ihre Identität irgendwann am Gate bestätigen soll: „Glück ab“.



Rettung scheint wieder näher. Dann aber erneut: stundenlang keine Nachricht. Es wird 21.26 Uhr in Berlin, fast 200 Stunden nach Einmarsch der Taliban in Kabul. Aus dem Nichts heraus schreibt Tamina Ahmadi in den sicheren Chat: „*I made it*. Ich bin im Flughafen.“

Aus der Ferne ist nur mühsam zu verstehen, was genau passiert ist. Langsam klärt sich auf: Ahmadi hat ihr Glück ein weiteres Mal in die eigene Hand genommen. Sie hat tatsächlich jenen Briten gefunden, den sie im Flughafen vermutete.

Auf die Bundeswehr wollte sie nicht länger warten, trotz aller Codewörter. Ihre Rettung war Simon, der Brite. Ahmadi schickt den letzten Chatverlauf zwischen ihnen.

„Bleib gegenüber dem weißen Pickup“, schrieb Simon.

Sie: „Ich stand dort, mit einer gelben Fahne und meiner Taschenlampe.“ Ahmadi, das erklärt sie noch, hatte einen Schal gefunden, mit dem sie winken wollte. Im Dunkeln brachte es nichts. „Wenn du es mir sagst, komme ich wieder zu dem Pickup“, schrieb sie Simon. Er schickte ein Foto von sich, mitsamt Ausrüstung. „Vom Pickup aus auf ein Uhr“, schrieb er ihr in Militärsprache zum anvisierten Treffpunkt. In fünf Minuten sei er dort.

„Bist du da?“, fragte Ahmadi. Dann endet die Verwirrung, irgendwann trafen sie sich, mit dem Licht ihrer Handys winkend.

Zwischen Ahmadi und ihren Eltern und Simon drüben liegt jetzt bloß noch ein kleiner Abwasserkanal, direkt vor dem Gate. In der Dunkelheit trägt sie ein junger Afghane über die etwa knietiefe, braune Brühe, erst den Vater, dann die Mutter. Ahmadi sorgt sich, dass sie mit dem Kopf voran ins Wasser fallen. Der junge Mann zittert, bricht aber nicht zusammen. Er habe gefragt: Kann ich mitkommen? Doch ohne Pass – keine Chance.

Ahmadi hatte Angst, aber sie will das jetzt nicht zeigen, erst später gibt sie es zu. „Sonst wäre mein Vater nicht mitgegangen.“ Als sie es über den Kanal geschafft haben, bleibt Ahmadi hinter ihren Eltern: Sie sollten zuerst durch das Gate, dann sie



selbst. „Ich wusste, dass ich reinkommen würde. Wären sie zurückgefallen, hätte es wohl keine Rettung mehr gegeben. Also habe ich sie vor mir hergeschubst.“

Simon bringt anschließend alle durch das Tor. „*They are with me.*“ Pässe werden geprüft. Tamina Ahmadi erklärt ihren Durchhaltewillen bald darauf mithilfe eines Sprichworts: „Bei der Flucht vor einem Tiger werden ganz bestimmte Kräfte freigesetzt, heißt es doch. Niemand wollte in diesen Kanal, aber wir hatten die Taliban im Rücken. Den Tiger.“

Vier Fluchtversuche waren nötig für diese Rettung. Am Ende ist es nicht die deutsche Regierung, die ihre eigene Ortskraft rettet; ist es nicht der Einsatz der Soldaten, nicht die Hilfe privater Retter, nein, schlussendlich ist es ein großer Zufall, Glück. Die flüchtige Bekanntschaft zu einem Briten, der Tage zuvor schon einem Freund von Ahmadi geholfen hatte, welcher Simon prompt das Versprechen entlockte, auch Ahmadi zu helfen, sollte sie es je hierherschaffen.

Alle konnte er nicht retten, aber vielleicht sie. Simon hielt Wort, reden mag er darüber nicht.

Im Flughafen

*Es ist jetzt **Dienstag, der 24. August.** Immer mehr Menschen strömen aus anderen Landesteilen nach Kabul, auch sie wollen weg. Die konkrete Sorge vor Anschlägen wächst. Alle zehn Minuten startet ein Flugzeug der NATO-Partner, das Problem ist weiter der Zugang zum Flughafen. Der deutsche Generalinspekteur sagt: „Das hier ist ein bewaffneter Kampfeinsatz. Es ist gefährlich.“ Es steht nun auch fest: Am 31. August endet die Luftbrücke. Menschen werden zurückbleiben.*

Mit dem Ende dieser Nacht braucht Tamina Ahmadi keine Hilfe mehr, sie ist im Flughafen und verspricht, nicht wieder rauszugehen. Obwohl draußen weiter die



anderen Ortskräfte warten. Anruf bei einem Oberst in Potsdam, kurz nach 22 Uhr. Er kennt jetzt deren Problem, leitet die Koordinaten erneut nach Kabul weiter: 34°33'32.3"N 69°13'15.6"E.

Bevor er auflegt, sagt der Oberst: „Jetzt ist der Fall auch mir ans Herz gewachsen.“

Für ihre Leute draußen besteht also noch Hoffnung, drinnen ist Ahmadi wieder ganz die Reporterin, zu der sie ausgebildet wurde. So dokumentiert sie, wie hier, mitten in dieser staubigen, traurigen Zwischenwelt Menschen im Dreck schlafen, manche ihren Koffer als Kissen benutzen. Überall liegen Tüten, Kartons und leere Flaschen herum, Mineralwasser von Christinen, *Naturelle Carat*.

Die Soldaten ruhen an einigen Containern, sie schlafen nicht. An einer Tafel steht die Gefahrenlage: *Bravo*. Mit Anschlägen ist zu rechnen. Ahmadi macht Fotos auch davon, manches soll sie wieder löschen.

Den Rest der Nacht verbringen sie unter einem Zelt. Türkische Soldaten verteilen Reis und Hühnchen. „Ich muss duschen“, schreibt Ahmadi, „ich fühle mich so schmutzig.“ Dann fotografiert sie den Sonnenaufgang. Im Flughafen trifft sie wieder auf Amerikaner, die sich hier für ihr Verhalten an den Toren entschuldigen – draußen ginge es nicht anders.

Ahmadi ist selbst noch nicht lange in Sicherheit, da will sie sichergehen, dass auch wirklich jemand nach den anderen Ortskräften vor dem Gate sieht. Darauf angesetzt, sucht sie nach den Deutschen in den orangenen Westen. *Krisenunterstützungsteam*, diese Vokabel lernt Ahmadi in Sichtweite des Rollfelds. Vielleicht hält sie die Deutschen wegen solcher Wörter für verrückt.

Kurz nach ihrer Rettung hatte die Bundeswehr doch noch eine E-Mail geschickt: Diesmal wollte man Ahmadi in einen koordinierten Konvoi setzen, von den Taliban bewacht, also jenen, vor denen Ahmadi Todesangst hat.

Die Bundeswehr hatte ihr geschrieben: Eine sichere Durchführung der Fahrt „kann Deutschland nicht garantieren“ – vertrauenswürdig. All das schickt man



Ahmadi und vielen anderen von der eingängigen Mailadresse: *EinsFueKdoBwCall-CenterOrtsKrAFG*.

Im Flughafen macht Ahmadi morgens letzte Aufnahmen. „Sie haben gesagt, es gibt bald einen Flug. Alles ist gut.“ Sie nimmt dann auch das Boarding auf, will alles festhalten, ohne Gesichter zu zeigen. Sie schickt 28 Fotos, die Tamina Ahmadi endgültig zur Zeugin der Weltgeschichte machen.

Mittags werden sie und ihre Eltern nach Usbekistan ausgeflogen, kurzer Zwischenstopp.

13.32 Uhr: „Ich bin jetzt in Taschkent. Wir haben es geschafft! Ich war nicht allein.“ Beamte schneiden ihnen die gelben Bändchen ab, die sie in Kabul ans Handgelenk bekamen. Jetzt werden sie ersetzt.

21.52 Uhr: Die Familie betritt deutschen Boden, es ist geschafft, alle sind gesund. „Hast du eigentlich Gepäck dabei?“, wird Ahmadi gefragt. „Nur einen Rucksack.“

Deutschland.

Während die Familie in Frankfurt einreist, kann die Luftbrücke jetzt jeden Moment zu Ende sein. Die Verteidigungsministerin sagt, dass man jetzt nicht mehr auf eigene Faust zum Flughafen kommen sollte – zu gefährlich. Die deutschen Helikopter werden ohne einen einzigen Flug zurück transportiert. Im Auswärtigen Amt werden bis Anfang September 315.000 Mails eingehen. Hilferufe.

Ahmadi und ihre Eltern sind nun seit drei Tagen unterwegs, die angebliche deutsche Gründlichkeit ist ihnen noch nirgends begegnet. Die Nacht verbringen sie im Frankfurter Flughafen. Visa on Arrival, das dauert. Die Kurzbefragung wird zur Farce,



Ahmadi wird nicht einmal nach der Bundeswehr gefragt, sagt sie, obwohl sie alle Dokumente dabei hat.

Später wird das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) ihr schreiben, ein humanitäres Visum „scheidet daher gegenwärtig aus“. Auch diese Behörde korrigiert sich erst bei Nachfragen, aber immerhin.

Sogar in Ahmadis frisch gestempeltem Einreisepapier schreiben die Deutschen einen Fehler hinein, das falsche Datum.

Fast verstreicht auch dieser Tag, ehe Ahmadi und ihre Eltern um 22.43 Uhr deutscher Zeit Westdeutschland erreichen. Eine Flüchtlingsunterkunft bei Düsseldorf. Erst hier lernen die drei Afghanen deutsche Gründlichkeit kennen: Jeder, der die Unterkunft verlassen will, muss sich säuberlich abmelden und austragen, ehe sich das Metalltor öffnet.

247 Menschen wohnen jetzt hier.

Nach Afghanistan will Tamina Ahmadi nicht zurück, es klingt, als gebe sie ihr Land auf. Dem Bein ihrer Mutter geht es etwas besser, sie erholen sie sich langsam. Das Essen allerdings ist schlecht. „Mein Vater hat im Ort schon alles erkundet. Er ist einfach losgelaufen, er findet seinen Weg.“ Ahmadi muss das ganz von ihm haben.

Stunden nach ihrer sicheren Ankunft in Deutschland kommt es in Afghanistan schließlich zur Explosion, um 15.10 Uhr Kabulzeit, exakt an jenem Gate, über das sich die Familie rettete. Mehr als 200 Menschen sterben, der kleine Kanal, der für Ahmadi die Rettung war, ist nun rot gefärbt. Im Wasser schwimmen Körper.

Tamina Ahmadi sieht die Bilder in ihrer Unterkunft, im Zimmer in der ersten Etage. Es ist der Moment, in dem sie ihr Handy weglegt.

Danach verstreichen sieben Tage. Schließlich stehe ich am Tor vor der Unterkunft, genau zwei Wochen nach Tamina Ahmadis Hilferuf aus Kabul. Auf dem Rasen spielen Kinder Fußball, manche in barfuß, denn mit den Schuhen haben sie zwei Tore markiert. Ich lächle und warte, meine Armbanduhr zeigt wieder die deutsche Zeit.



Ahmadi kommt heraus, ich erkenne sie sofort, auch sie lächelt und streckt mir ihren Arm zur Begrüßung entgegen. Es wird ein langer Handschlag. „*Hello, how are you?*“, fragt sie.

Und jetzt ist da endlich keine Aufregung mehr in ihrer Stimme.

Epilog

Für diese Reportage wurden viele Akten und Fotos ausgewertet. Rekonstruierte Szenen sind kenntlich gemacht. Chatverläufe und Bilder vom Flughafen stützen das, was Ahmadi auch später während stundenlanger Gespräche berichtet. 5.347 Personen konnte die Bundeswehr an elf Tagen ausfliegen, Menschen aus 45 Nationen.

Tamina Ahmadi zählt am Ende zu den wenigen eigenen Ortskräften der Bundeswehr, die über die Luftbrücke evakuiert wurden – eine von 30. Während ihrer Odyssee habe es kaum Zeit gegeben, Pläne zu hinterfragen, sagt Ahmadi. „Du musstest entscheiden innerhalb eines Blinzeln.“ Erst im Flugzeug habe sie alles analysiert. „Mit den meisten Entscheidungen bin ich sehr glücklich.“

Zur Wahrheit gehört: Andere hatten weniger Glück, nicht alle kannten Helfer in Deutschland. Tausende sitzen weiter in Kabul fest, Ausreise ungewiss. Die Bundeswehr weiß bis heute nicht, wie viele Ortskräfte aus Ahmadis Büro es herausschafften.

Die Verteidigungsministerin kennt immerhin Ahmadis Fall inzwischen persönlich, ihr unverschleiertes Gesicht. Danach gefragt, sagt Annegret Kramp-Karrenbauer (CDU), sie könne sich ein Treffen mit der jungen Frau vorstellen. Und Ahmadi? „Auch.“ Sie hofft, dass die Behörden sie nach Potsdam umsiedeln, in die Nähe der Bundeswehr.

Das ist nun Tamina Ahmadis dringendste Frage: „*What's next?*“